

Die Wa'Drân-Chroniken
– Metamorphosis –

Von Bernhard Möller

Text und Bilder Copyright © 2018 Bernhard Möller

Umschlaggestaltung, Illustration: Bernhard Möller

Alle Rechte vorbehalten

URL: <http://www.canilobo.de>

1. Auflage

ISBN-10: 1546982973

ISBN-13: 978-1546982975



Wolf Wilson



Meine Großmutter sagte mir immer, es gäbe keine Monster, wenn ich wieder Geräusche gehört und mich in einer finsternen Nische verkrochen hatte. Damals war ich ein sehr misstrauisches und schreckhaftes Kind. Meine Großmutter vermutete, dass der rastlose Lebensstil meiner Eltern die Ursache für mein auffälliges Verhalten wäre. Wie sollte ich Vertrauen zu einer Umgebung aufbauen und Sicherheit im Umgang mit Menschen bekommen können, wenn man mir jegliche Chance nähme, mich in einer Umgebung einzugewöhnen und einen Freundeskreis aufzubauen, meinte sie und machte Mom und Dad deswegen große Vorwürfe. Aber woher sollte sie auch wissen, warum wir, das heißt meine Eltern und ich, immer wieder unseren Wohnort wechselten. Mir war es von Mom und Dad strengstens verboten, ihr von jenen Ereignissen zu erzählen, die am Anfang unseres nomadenartigen Lebens standen – jenen Ereignissen, die mich damals zutiefst verängstigt und mir die kindliche Unbeschwertheit und das Bild einer heilen Welt geraubt hatten. Trotzdem konnte ich nicht verstehen, warum vor Kindern die Existenz einer solch grausamen und blutigen Realität, die Existenz von Werwölfen und andersartigen, wolfsähnlichen Kreaturen verleugnet wird. Ich wusste nur, dass es sie gab. Und das entlarvte jene sicherlich





gut gemeinte Aussage als Lüge und meine Großmutter als Lügnerin.

Heute weiß ich allerdings, dass ich mit ihr zu streng ins Gericht gegangen bin, denn meine Realität war nicht ihre. In ihrer Erfahrungswelt existierten keine Monster und damit auch keine Werwölfe. Aus heutiger Sicht sehe ich vieles anders als damals, denn jetzt bin ich 23 Jahre alt und um zahlreiche Erfahrungen reicher. Mit gutem Gewissen kann ich wohl behaupten, dass ich schon jetzt, in meinem jungen Alter, viele schöne, seltsame und, sagen wir mal, weniger schöne Erlebnisse gehabt habe, die meine Sichtweise vollkommen verändert und ich einige meiner damaligen Ansichten revidiert habe.

Mit zwölf Jahren hatte ich schon mehr sehen und erleben müssen als die meisten Erwachsenen. Ein paar Jahre später brachen jedoch Ereignisse über mich herein, die die Grenzen des Vorstellbaren überschreiten sollten. Sie änderten mein damaliges Leben in kaum vorstellbaren Dimensionen.

Jetzt, da der Zeitpunkt meiner grausamen Rache sehr nahe liegt, möchte ich die ganze Geschichte meiner Kindheit und Jugend erzählen.

Mein Name war Wolf Wilson. Ich wurde am 11.3.2000 im indianischen Sternzeichen des Wolfes in Kansas City geboren, als Sohn eines erfolgreichen Unternehmers, der eine gesunde Firma in der Glasbranche leitete, welches er von meinem Großvater väterlicherseits geerbt hatte. Dieser starb zwei Jahre vor meiner Geburt. Schon während ihres Studiums war Botanik ihr Steckenpferd. Später fand sie einen Weg, Beruf und Hobby zu kombinie-





ren und leitete einen Fachbetrieb für Landschaftsgärtnerei, dessen Miteigentümer sie wurde. Sie war maßgeblich an der Neugestaltung des botanischen Gartens in Kansas City beteiligt. Ich brauche ja nicht explizit erwähnen, dass wir recht wohlhabend waren und Moms Betrieb ihr daher eher als Hobby diente.

Kennengelernt hatten sich meine Eltern auf der High-School in Wichita. Beide besuchten anschließend die Wichita State University, wo mein Vater in Industrial Engineering und meine Mutter in Economics graduierte. Als mein Vater dann die Glasfabrik erbe, zogen sie nach Kansas City, wo mein Vater sofort die Geschäftsleitung übernahm und die Firma sehr erfolgreich führte. Er verstand es, bestehende Kontakte zu pflegen und zu den richtigen Zeitpunkten neue Kontakte herzustellen. Sehr schnell etablierten sich meine Eltern so in der High Society von Kansas City. Tja, und zwei Jahre später wurde ich dann geboren. Die Weichen waren auf kompromisslosen Erfolg gestellt und mit meiner Geburt stand auch dem Aufstieg als amerikanische Musterfamilie nichts mehr im Weg.

Nach Großvaters Tod zog Großmutter zu dem Bruder meines Vaters, meinem Onkel John, nach Sandusky in Ohio. Das war etwa 1.200 km von uns entfernt. Onkel John arbeitete dort in einer Automobilfabrik der General-Motors-Werke als Abteilungsleiter des Lohnbüros. Ich fand es schade, dass Großmutter so weit von uns weg wohnte, denn ich mochte sie sehr gerne. Wenn wir bei ihnen zu Besuch waren, fuhren wir meistens nach Lorain. Das liegt zirka fünfzig Kilometer westlich von Sandusky direkt am Eriesee – einer der großen Seen des Nordostens. Dort lag seine Yacht in einem kleinen Privathafen, der von einem Yachtclub betrieben





wurde. Dadurch bot sich uns oft die Möglichkeit, ausgedehnte Bootsfahrten zu unternehmen. Nur selten schlugen wir Onkel John's Einladungen aus, wenn der volle Terminkalender meines Vaters einen Kurzurlaub zuließ.

Etwa fünfzehn Jahre leitete mein Vater das Unternehmen, bis sich unser Leben vollkommen wandelte. Am Anfang all jener Ereignisse, die das Ende unseres gutbürgerlichen Lebens einläuteten, stand ein gemeinsamer Spaziergang im Penn Valley Park in Kansas City, der sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt hat. Es war ein heißer Sommernachmittag und der Park war infolgedessen sehr belebt. Wir befanden uns gerade auf dem Weg zum Liberty Memorial, als es geschah. Und es geschah derart plötzlich und schnell, dass ich nicht wusste, was da eigentlich ablief. Meinen Eltern fiel auf, dass uns ein offensichtlich verwahrloster Mann folgte und mich immer wieder in Augenschein nahm. Obwohl er sehr freundlich und aufgeschlossen wirkte, bereitete sein Verhalten ihnen Unbehagen. Trotzdem gingen sie nur von einem sehr geringen Bedrohungspotential aus, denn sie glaubten, dass für Päderasten nur Kinder ohne elterliche Begleitung als Opfer in Frage kämen und einen anderen Beweggrund konnten sie sich nicht vorstellen. Allerdings ist der Verstand von einigen Menschen nicht mit rationalen Maßstäben erfassbar. Daher sind manche Situationen nur schwer einschätzbar. Das leichte Unbehagen meiner Eltern war daher nicht unbegründet. Nach einer Biegung sprach jene Person dann meine Eltern unvermittelt an. Ich glaubte, er wollte ihnen gegen einen kleinen Obolus etwas über das Liberty Memorial erzählen. Wir blieben stehen, und meine Eltern versuchten ihm klarzumachen, dass wir keine Privatführung bräuchten. Während meine Eltern versuchten, diesen aufdringli-





chen und übelriechenden Zeitgenossen abzuwimmeln, betrachtete ich argwöhnisch diesen eigenartigen Mann, der immer wieder zu mir herunterblickte und dabei zu lächeln versuchte. Er versuchte ruhig zu wirken, doch strahlte er eine ungewöhnliche Nervosität aus. Mir machte er Angst, denn intuitiv spürte ich, dass mit ihm etwas absolut nicht stimmte. Immer wieder schielte die Person unauffällig zu einem etwa siebenhundert Metern entfernten Gebäude hinüber, dass zu unserer Rechten lag und größtenteils von Büschen und Bäumen verdeckt wurde. Ich weiß nicht, ob meine Eltern seine unterschwellige Nervosität bemerkt hatten. Mit zwölf Jahren war ich allerdings noch viel zu unerfahren und naiv, um die Gefahr wirklich zu erahnen, in der wir uns befanden. Ich sah nur einen unheimlichen, aber freundlichen Mann, der fürchterlich stank. Plötzlich vernahm ich Geräusche brechender Äste und Zweige. Aus dem Gebüsch schoss ein gewaltiges, behaartes Tier heraus, das in meine Richtung sprang. Wie paralyisiert blieb ich stehen und starrte zu jenem Monstrum hoch, das einem Wolf sehr ähnlich war. Im selben Moment hörte ich einen scharfen Knall aus der Ferne, woraufhin die linke Schulter des Monstrums regelrecht explodierte. Blut, Knochensplitter und Fellstücke spritzten uns entgegen, während wir ein fürchterliches Jaulen und Knurren vernahmen. Ich spürte nur, wie mich jemand fest am Arm packte und mich zu sich riss. Es war jener verwahrloste Mann, dessen Augen mich nun kalt aus seiner von Hass verzerrten Fratze anstarrten, plötzlich ein Messer in seiner rechten Hand hielt und zum todbringenden Stich ausholte. Doch bevor er zustechen konnte, wurde er von jenem schwer verletzten, gut drei Meter großen Monstrum angefallen und regelrecht entzweigerissen. Schreiend wendete ich mich ab und vergrub mein Gesicht zitternd in den schützenden Armen meines Vaters.





Ich verstand damals noch nicht, was sich dort ereignet hatte. Noch weniger verstand ich, warum mich dieser fremde Mann töten wollte, das gewaltige Monstrum mich hingegen aber verschonte. Hatten Monster nicht böse zu sein und die Menschen gut? Und wer hatte geschossen? Welche Intention hatte der Schütze, welche das Monster? Die des Penners waren für mich offensichtlich, obgleich ich sie nicht verstand, denn ich war diesem Mann zuvor nie begegnet. Abgesehen von großen Blutlachen, Knochensplittern und Fellfragmenten war von dem Ungeheuer nichts mehr zu sehen. So plötzlich, wie es aufgetaucht war, verschwand es auch wieder. Für Polizei und Medien war die Sachlage vollkommen klar. »Wilder Hund zerfleischt Obdachlosen im Park.« Weder interessierte dabei, dass jener Mann mich umbringen wollte, noch interessierten die zahlreichen Zeugenaussagen, die bestätigten, dass es sich bei jenem Geschöpf keinesfalls um





einen Hund gehandelt hatte. Auch war die Tatsache nicht von Belang, dass ein Schuss abgegeben und das Monstrum schwer verwundet wurde. Nur im Internet tauchten Fotos und wahrheitsgemäße Schilderungen des Vorfalls auf. Die Bilder waren aber zumeist unscharf, überbelichtet oder aus anderen Gründen von sehr schlechter Qualität, sodass auf ihnen kaum etwas zu erkennen war. Die Berichte wurden sehr schnell als Fake-News oder Hirngespinnst abgetan und in die Ecke der Horrorstories für Werwolfliebhaber gedrängt. Wir, meine Eltern und ich, wussten es aber besser. Das ungewöhnlich große und muskulöse Geschöpf besaß sowohl physische Charakteristika eines Wolfes als auch die eines Menschen. Obwohl es helllichter Tag war und wir definitiv keinen Vollmond hatten, war ich mir sicher, dass ich einen Werwolf gesehen hatte.

An genauere Einzelheiten an das, was danach geschah, kann ich mich jedoch nicht mehr erinnern, da ich zum einen mit zwölf Jahren noch zu klein und naiv war, Näheres zu verstehen und zum anderen viele Dinge von mir ferngehalten wurden. Ich erinnere mich nur noch daran, dass von diesem Tage an in unserem Viertel grässlich entstellte Leichen aufgefunden wurden, die von großen Hunden zerfleischt worden sein sollten. Andere berichteten von dämonisch glühenden Augen und seltsamen Geräuschen in finsternen Ecken. Und sie hatten recht. Es sollte nicht lange dauern, bis ich sie leibhaftig zu sehen bekam.

Es war an einem Sommerabend desselben Jahres nicht weit von unserem Haus entfernt. Die Sonne neigte sich schon dem Horizont entgegen, und es begann auf den Straßen bereits dunkel zu werden und sich merklich abzukühlen – eigentlich höchste Zeit





für mich, nach Hause zu gehen. Seit unserem Erlebnis im Penn Valley Park gestatteten mir meine Eltern nicht mehr, mich nach Sonnenuntergang alleine auf der Straße herumzutreiben. Nur in Begleitung meines damaligen besten Freundes Ronald, der schon fünfzehn Jahre alt war, durfte ich noch etwas länger draußen sein. Ronald war ein Straßenjunge aus ärmlichen Verhältnissen, der sich durchzusetzen wusste und trotzdem Manieren besaß. Ich glaube, dass mir meine Eltern deswegen trotz der sozialen Stellung seiner Familie den Umgang mit ihm gestatteten. Was sich dann aber in einem halb zerfallenen Haus in einer einsamen Sackgasse, gerade mal einen halben Kilometer von unserem Haus entfernt, zutrug, raubte mir mein letztes Vertrauen zu meinen Mitmenschen. Mein engster Freund hatte mich in jene Gasse geführt und wollte mir dort etwas Aufregendes zeigen. Es sollte gleichzeitig eine Mutprobe sein, die beweisen sollte, dass ich kein reiches, verhätscheltes Weichei war. Er verschwand in jenem halb zerfallenen Gebäude, das schon seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt wurde. Ich sollte ihm folgen und ihn in dieser finsternen Bude suchen. Nun, ein Feigling wollte ich nicht sein und ein verhätscheltes Weichei schon gar nicht. Deshalb überwand ich mich, jenes Haus zu betreten. Das Innere dieser Bruchbude entsprach vollkommen ihrer äußeren Fassade. Müll und übelriechender Unrat wohl ganzer Penner-Dynastien säumten die dunklen Ecken des unteren Flures, in dem ich mich befand. Einige Türen waren vollkommen demoliert und aus ihren Zargen gebrochen, sodass sie einen Blick in die finsternen Räumlichkeiten freigaben. Sie hatten ihr Dasein als Stätte gutbürgerlicher Lebenskultur schon vor Jahrzehnten zu Grabe getragen. Durch den strengen Geruch von Hinterlassenschaften, die nun einmal Begleiterscheinungen von ausschweifenden Saufgelagen sind, ich glaubte, irgendwo musste





sich jemand erbrochen haben, war der Modergeruch von feuchtem, verfaulendem Holz und nassem Gemäuers zu riechen. Ich fühlte mich allein schon durch meine Anwesenheit in dieser abscheulichen Umgebung beschmutzt und es kribbelte mich am ganzen Körper. Ich fragte mich, was es hier wohl außergewöhnliches gäbe, das wirklich sehenswert wäre. Ich war gespannt.

Mittlerweile hatten sich meine Augen an die zwielfichtigen Lichtverhältnisse angepasst, sodass ich etwas mehr sehen konnte. Ronald hatte sich irgendwo in dem Gemäuer versteckt und war nirgends zu entdecken. Naja, die Mutprobe sollte wohl darin bestehen, in diesem Gebäude herumzuschleichen und zu beweisen, dass man an keinen Spuk mehr glaubte. Seltsame Geräusche waren in diesem verfallenen Gebäude zu hören, wie etwa das Knarren sich bewegender, alter Türen und das typische Woohoo spukender Geister. Dieses alte Haus ist mir unheimlich und es jagt mir Angst ein. Dabei weiß doch jeder, dass die unheimlichen Geräusche von Winden erzeugt werden, die durch das Gemäuer ziehen. Herz und Verstand waren sich darüber aber nicht einig und ich war bemüht, mehr meinem Verstand als meinem Herzen zu folgen. Doch vernahm ich plötzlich ein deutliches Ächzen und Knarren sich durchbiegender Holzbohlen aus dem Nebenraum, so als ob ein sehr schwerer Mann durch den Raum wandelte. Ronald konnte es nicht sein, denn so schwer war er nicht.

„Ob es ein Obdachloser ist, der sich von uns in seiner Ruhe gestört fühlt?“, fragte ich mich.

Mir rutschte das Herz in die Hose und ich wäre am liebsten gleich hinausgerannt. Aber ich wollte ja nicht feige sein. Also blieb ich. Der Eingang zu diesem Raum besaß noch eine Tür, die mir den Blick in das dahinterliegende Zimmer verwehrte. Leise





schlich ich also zu der vollkommen verzogenen Tür, die nicht mehr so recht in ihre Fassung passen wollte. Vorsichtig schob ich sie etwas zur Seite, um einen Blick in den Nachbarraum zu wagen, was sie mit einem lauten Knarren beantwortete. Plötzlich vernahm ich aus genau diesem Zimmer ein Poltern, das mich unweigerlich zusammenzucken ließ. Es hörte sich an, als ob ein Holz-scheit umgestoßen worden wäre. Mir wurde heiß und kalt zugleich. Ich wollte eigentlich gar nicht mehr wissen, wer oder was sich in dem Nebenraum befand. Ich wollte nur noch raus, weg von diesem abscheulichen Ort. Mir war es vollkommen egal, was Ronald dann meinen würde. Ich hatte genug Courage gezeigt, um zu beweisen, dass ich kein Weichei war. Ich machte also eine Kehrtwende zum Gehen und erschrak. Direkt hinter mir stand mein Freund Ronald, der mich breit angrinste. Dies wäre nur einen kurzen Schrecken wert gewesen. An meinem Freund war aber etwas, das mir das Blut in den Adern gefrieren lies. Sein irrer Blick und sein unnatürliches Grinsen, das das Gesicht meines Freundes mehr und mehr zu einer böartigen Fratze verzerrte, waren mir mehr als unheimlich. Vor mir stand nicht mehr mein Freund Ronald. Vor mir stand eine körperliche Hülle in Form meines Freundes, in die etwas Böartiges hineingefahren ist. Ohne ein Wort zu sagen, packte er mich und schleuderte mich brutal zurück in den Flur, wo ich schmerzhaft gegen ein paar morsche Holzstühle prallte, die beim Aufprall zu Bruch gingen. Wimmernd blieb ich auf dem Boden liegen. Langsam kam Ronald auf mich zu, der mich hasserfüllt ansah und eine schwere, spitze Baustange in den Händen hielt. Ängstlich wich ich rücklings auf dem Boden kriechend zurück. Dabei sah ich ihn flehend und meinen Kopf schüttelnd an. Als ich gegen die Wand stieß, riss ich meine Augen weit auf und blieb wie erstarrt liegen, denn ich konnte nicht fas-





sen, was er da tat. Schließlich spielten wir schon zusammen, seit ich denken konnte. Wir vertrauten uns blind. Das konnte nur eine makabere Inszenierung, ein Schauspiel sein, um der Sache mehr Dramaturgie zu verleihen. Aber alles in mir widersprach dem und sagte mir: »Wolf, das ist tödlicher Ernst!«

„Und jetzt wirst du sterben!“, fauchte er mir zornig zu, während er zum tödlichen Stoß ausholte und zustach.

Als ich mich ausweichend auf die Seite rollte und sich die Spitze der Stange in den Boden bohrte, wurde die verzogene Tür plötzlich mit solch einer Wucht aufgestoßen, dass die Scharniere aus den Zargen rissen und die Tür uns zersplitternd entgegenschleuderte. Ronald wurde von den Bruchstücken nur knapp verfehlt. Während sie laut an der gegenüberliegenden Wand zerschellten, schoss etwas Gewaltiges aus dem Nebenraum. Ein rot leuchtendes Augenpaar erschien aus der Dunkelheit, während ich ein furchteinflößendes Knurren vernahm. Im selben Augenblick sauste schon eine mächtige Pranke nieder, bevor Roland nomals zustoßen konnte. Kurz schrie mein ehemaliger Freund auf, bevor er regelrecht in zwei Teile gerissen wurde. Warmes Blut spritzte mir entgegen, bevor der entzweiterte Körper in einer großen Blutlache zu liegen kam. Entsetzt wandte ich mich von dem zerstückelten Leichnam ab und erblickte einen aufrecht stehenden Wolf, der sich Rolands Blut von seiner Pranke leckte. Wie gebannt sah ich in die funkelnden Augen dieses über drei Meter großen Werwolfs, der ein sehr kurzes, schwarz-farbenes Fell besaß, unter dem sich seine mächtige Muskulatur sehr deutlich abzeichnete. Nachdem er die Leichenteile achtlos beiseitegeschoben hatte, wandte er sich nun mir zu. Neugierig, ja fast fürsorglich beschnupperte mich der Werwolf, leckte mir mit seiner rauen Zunge Ronalds Blut aus dem Gesicht und hob mich anschließend sanft





auf die Beine. Ich hatte dabei die Kontrolle über meine Blase verloren und ihren gesamten Inhalt in meine Hose entleert. Mir wurde heiß und kalt zugleich, kraftlos fiel ich wieder zu Boden und war außerstande, noch irgendetwas zu tun. Ich lag einfach nur da, während mich ein Weinkrampf überkam. Und neben mir stand der Werwolf, der mich nur sanftmütig ansah, seinen Kopf gen Himmel reckte und ein tiefes, eigentlich schauerliches Heulen von sich gab. Und sein Geheul blieb nicht unbeantwortet. Eine halbe Stunde etwa brauchte ich, um mich einigermaßen wieder zu fangen. Der Werwolf wich mir während dieser Zeit nicht von der Seite. Allerdings war ich keines klaren Gedankens fähig und so fragte ich mich erst viel später, warum er das tat, warum Ronald sterben musste und ich nicht. Ich war mir sogar sicher, dass jener Werwolf in mir etwas Schützenswertes sah. Als er mich aus dem Haus trug und auf der Straße ablegte, meinte ich, seine bassige Stimme vernommen zu haben, die mir beschwörend sagte, dass ich den Menschen nicht trauen dürfte. Nach reiferen Überlegungen war mir klar, warum mein ehemaliger Freund sterben musste – er starb, weil er mich töten wollte.

Natürlich sorgte der jüngste Leichenfund für mächtiges Aufsehen und wurde wie jener Vorfall im Penn Valley Park damals groß in den lokalen Medien gebracht. Die ganze Nachbarschaft war in heller Aufruhr und man suchte einen Schuldigen. Da wir als einzige damals direkt in die Ereignisse im Penn Valley Park involviert waren und meine Freundschaft zu jenem toten Kind eine indirekte Verbindung darstellte, kam langsam das Gerücht in Umlauf, dass wir in irgendeiner Weise der Grund für den weiteren Todesfall gewesen wären. Hinzu kamen Beobachtungen, wie ich in die Nacht hinausgeheult hatte und mir durch schauriges Wolfsgeheul





geantwortet wurde. Daraufhin hieß es, dass wir auch die zuvor zerfleischten Leichen zu verantworten hätten. Unsere Nachbarn, Geschäftsfreunde und Bekannte begannen uns daraufhin zu meiden. Man schnitt uns auf offener Straße und langsam wurde es um uns herum immer einsamer. Meine Eltern wurden gar offen aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Deshalb zogen wir dann nach Lawrence, in eine vollkommen andere Gegend, wo man uns nicht kannte. Meine Eltern hofften wohl, so beweisen zu können, dass sie mit den Mordfällen in Kansas City nichts zu tun hatten. Ab jenem Tage hatten sie mir strengstens verboten, das Geheul der Wölfe zu imitieren, damit keine Verbindung zwischen mir und diesen Kreaturen gezogen werden konnte. Leider dauerte es nicht lange, bis auch in Lawrence erste Mordfälle mit denselben Verstümmelungsmustern auftauchten. Ebenso lange dauerte es, bis ich Antwort auf meine Rufe erhielt, die ich trotz des Verbots tätigte. Sie waren also wieder da und mit ihnen die Gerüchte. Mich interessierte das aber weniger, denn so eigenartig es klingen mag, seit jenem Erlebnis im verfallenen Haus fühlte ich mich besser, wenn ich mir ihrer Anwesenheit sicher sein konnte. Die Leichenfunde verdrängte ich einfach aus meinem Bewusstsein. Wir zogen also wieder um und die Mordfälle mit uns. So waren wir gezwungen, etwa alle drei bis vier Monate unseren Wohnort zu wechseln. Als sich dann noch Dads Geschäftsfreunde verabschiedeten und sich die Geschäftsbilanzen enorm verschlechterten, verkaufte Dad schweren Herzens sein Unternehmen, um nicht alles zu verlieren. Von da ab lebten wir von unseren Ersparnissen. Mom und Dad wussten, dass sie etwas gegen diesen Zustand unternehmen mussten, denn wir wurden wie Aussätzige behandelt. Zwei lange Jahre hielten meine Eltern es aus, bis in ihnen jegliche Hoffnung auf Rehabilitation erloschen war und sie für





einen kompletten Neuanfang bereit waren. Die Wilsons mussten sterben, damit wir woanders mit einer völlig neuen Identität in ein vollkommen anderes Leben fernab von Morden und Intrigen eintreten konnten. So beschlossen meine Eltern, der hektischen Zivilisation den Rücken zuzukehren. Sie wollten von nun an unabhängig von jeglichen Menschen, die sie enttäuschen und fallen lassen könnten, ganz auf sich allein gestellt leben. In meinem Vater war wieder ein früher Kindheitstraum zu neuem Leben erwacht, der lange in Vergessenheit gelegen hatte. Der Drang, sich als Waldläufer alleine durch die Wildnis zu schlagen und ohne Hilfe zu überleben, wuchs in ihm unaufhaltsam, bis dieses Verlangen stark genug war, meine Mutter von diesem Vorhaben zu überzeugen. Kurz entschlossen kündigte er seine Konten und hob das gesamte Kapital ab, während Mom ihre Anteile an ihrem Betrieb veräußerte.

Damit meine Eltern freie Hand für die nötigen Vorbereitungen unserer Umsiedelung hatten, verbrachte ich meine letzten zwei Monate meines urbanen Daseins bei Onkel John, den ich seit den Ereignissen um den Penn Valley Park nicht mehr gesehen hatte. Mein Onkel erkannte sofort, dass ich mich seit unserem letzten Besuch vollkommen verändert hatte. Darauf von ihm angesprochen, erzählten meine Eltern, dass ich ein traumatisches Erlebnis im Penn Valley Park gehabt hätte und ich einfach etwas Zeit bräuchte, um dieses zu verarbeiten. Natürlich blieben sie bei ihren Ausführungen bei der offiziellen Version der Medien. Mir hatten sie zuvor eingebläut, Onkel John weder von den wahren Ereignissen im Park, noch von unserem Umsiedlungsvorhaben zu erzählen. Sie wiesen ihn aber trotzdem auf mein ungewöhnliches Interesse für Wölfe und Werwölfe und meine starke Affinität zu die-





sen Wesen hin, die ich seit diesem Erlebnis gewonnen hätte.

In den zwei Monaten nahm er sich sehr viel Zeit für mich und unternahm mit mir weite Wanderungen in die umliegenden Wälder, um meinem starken Bewegungsdrang Rechnung zu tragen. Das gefiel mir sehr. Sogar eine Tagestour nach Cleveland, einer nahegelegenen, gewaltigen Metropole, unternahm er mit mir, was mir allerdings nicht gerade zusagte. Dort befanden sich gewaltige Einkaufszentren, in denen man alles erwerben konnte, was man sich zu kaufen wünschte. Vor allem gab es in Cleveland aber auch eins – Menschen und das massenweise. Den meisten Menschen misstraute ich. Nein, ich hatte sogar Angst vor ihnen, denn ich konnte ihre wahren Absichten nicht erkennen. Ich mochte lieber Wölfe und das von Tag zu Tag mehr. Für Onkel John war meine ungewöhnliche Vorliebe nichts Beunruhigendes, obwohl er meiner Großmutter gegenüber schon zum Ausdruck gebracht hatte, dass mein Verhaltensprofil für einen Vierzehnjährigen vollkommen atypisch wäre. Er erklärte sich mein zum Teil sonderbares Verhalten mit einer extremen Form von Ausleben einer Jugendfantasie, in die ich mich geflüchtet hätte. Während eines Spaziergangs, den mein Onkel einmal sehr spät abends mit mir unternahm, gestattete er mir sogar einmal, das Geheul der Wölfe zu imitieren, was meine Eltern mir hingegen strengstens verboten hatten. Mir war vollkommen klar, dass ich Antwort erhalten würde, denn sie hatten mir immer geantwortet. Und auch dieses Mal hatte ich tiefes Geheul aus mehreren Richtungen vernehmen können, das offensichtlich eine direkte Antwort auf meinen Ruf war. Während das schauerlich klingende Geheul mir ein kaum wahrzunehmendes Lächeln bescherte, konnte ich erkennen, wie die Nervosität bei meinem Onkel anwuchs, denn wir befanden





uns direkt am Stadtrand. Und hier sollte es keine Wölfe geben. Mein Onkel beendete augenblicklich den Spaziergang und ging mit mir zum Haus zurück. Danach hat er mir nie wieder erlaubt das Geheul der Wölfe zu imitieren. Mom und Dad berichtete er von jenem Erlebnis nichts, als sie mich schließlich abholten.

Mit nichts außer unseren Kleidern und dem, was wir im Truck hatten, fuhren wir nach Alaska tief in die Regenwälder Kodiaks, weit ab von jeglicher Zivilisation. Dort sollte unser neues Leben, unsere neue Heimat mit einer neuen Identität beginnen. Meine Eltern wollten es dieses Mal richtig machen und alle Brücken zu unserem bisherigen Leben abbrechen. Die Wilsons waren fortan tot.

Meine Eltern hatten etwa achthunderttausend Dollar zusammengekratzt, was dazu ausreichte, genug Baumaterial für ein ordentliches Haus samt der Baumannschaft in die tiefe Wildnis fliegen und es aufbauen zu lassen. Man wollte ja schließlich standesgemäß die neue Heimat besiedeln. Nur jegliche Sanitäreanlagen fehlten, denn es gab weder Wasserleitungen noch Kanalisation. Jedenfalls widersprach das Haus, welches wir uns da hinsetzten, allen Vorstellungen einer Behausung inmitten einer Wildnis, die ich entwickelt hatte. Es war alles andere als ein Blockhaus, sondern ein wahrer Fremdkörper in der natürlichen Umgebung. Ich finde, da waren meine Eltern nicht ganz konsequent. Für die Einrichtung reichte das Geld nicht mehr aus. Mein Vater konnte sich nur noch ein Gewehr, genug Munition und Proviant für die nächsten Wochen kaufen, bis das Geld vollends verbraucht war. Trotz dieser Umstände war ich von ihrem Entschluss begeistert. Für mich wurde wahr, was sich andere Kinder nur erträumen





konnten. Es blieb nur zu hoffen, dass wir hier unsere Ruhe finden würden. Dessen war ich mir aber absolut sicher, obwohl ich intuitiv wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis auch sie hier erschienen. Aber das war nicht von Belang, denn hier in der Einsamkeit gab es keine Menschen, die sie hätten anfallen können, und wir waren aus irgendeinem Grund immer sicher vor ihnen gewesen.

Oft unternahmen wir ausgedehnte Erkundungsmärsche durch die wechselhafte Landschaft der Insel. Nicht weit von unserem Haus, etwa achthundert Meter entfernt, befand sich ein Abgrund, dessen Steilwand gut einhundert Meter in die Tiefe reichte. Jedes Mal, wenn ich mich an diesem Abgrund aufhielt, wurden meine Eltern nervös, da sie Angst hatten, dass ich hinunterfallen könnte. Kein Wunder, denn ich war ein wilder Bursche, der von einer Ecke zur anderen tobte und manchmal nicht ganz achtgab, wohin er trat. Doch intuitiv war mir die Gefahr bewusst, die von jenem Abgrund ausging. Ich wagte mich nie näher als einen Meter an die Abrisskante heran.

Mein Vater, der ein eingefleischter Hundenarr war, konnte sich endlich seinen langersehnten Wunsch erfüllen und hatte sich kurz vor unserem Aufbruch trotz unseres knappen Budgets gleich zwölf Deutsche Schäferhund-Welpen gekauft, denn in der Wildnis, so meinte er, habe er immer Zeit für sie, und Platz wäre reichlich vorhanden. Zuhause in Kansas City hatte er wegen dem Geschäft nie Zeit gehabt, sodass er lieber auf vierbeinigen Familienzuwachs verzichtet hatte. Es gäbe zwei Sorten von Tierliebhabern, meinte er: Die einen, zu denen sich auch mein Dad rechnete, würden sich Tiere der Tiere wegen anschaffen. Diese Menschen wür-





den auf eine artgerechte Tierhaltung achten, um ihrem vierbeinigen Freund und Begleiter ein so angenehmes Leben wie möglich zu gewährleisten. Die anderen jedoch kauften sich Tiere, um ihr eigenes Ego zu befriedigen. Jene Tierhalter behaupteten, sie würden Tiere lieben. Doch entweder werden die Tiere dann Opfer falscher Tierliebe, was sich zum Beispiel in Vermenschlichung der betroffenen Spezies äußert, oder sie sind Prestigeobjekte, die gerne vorgezeigt und anschließend wie ein Einrichtungsgegenstand in die Ecke gestellt werden. Mein Dad meinte, die wahre Tierliebe äußere sich darin, sich eher kein Tier anzuschaffen, wenn man sich nicht sicher sei, ob es artgerecht gehalten werden könnte; das entspricht auch meiner Auffassung. Dennoch war die Tatsache, dass er sich gleich zwölf Welpen anschaffte, ein Zeichen dafür, dass seine Kostenkalkulationen für dieses Unternehmen viel zu gering angesetzt waren. Wie dem auch sei, ich hatte mit den Hunden sehr viel Spaß. Sie waren zufrieden, wir waren zufrieden und alle hätten sich ihres Lebens erfreut, wenn da nicht die alltäglichen Schwierigkeiten gewesen wären.

Schon während der Bauarbeiten mussten wir uns sehr umstellen, da die Annehmlichkeiten der Zivilisation nunmehr nicht mehr vorhanden waren. Alles musste selbst durchorganisiert werden. Man konnte nicht einfach den Müll sammeln und an die Straße stellen, um nur eine der Selbstverständlichkeiten zu erwähnen, die plötzlich nicht mehr so selbstverständlich waren. Wir hatten keine Ahnung, wie man außerhalb der Zivilisation lebte, wie man überlebte. Wir saßen zwar in einem prächtigen Haus in der weiten Wildnis von Kodiak Island, wussten jedoch nicht, wie man sich von ihr ernähren sollte. Wir waren daher gezwungen, von dem Proviant, welchen wir uns mitgebracht und eingelagert hatten, zu





leben. Wir hatten nur die schönen Seiten eines Lebens in der Wildnis gesehen, nie die Nachteile. Umso erdrückender war das Erwachen, denn unsere Vorräte gingen bald zur Neige. Doch ans Aufgeben hatten meine Eltern nie gedacht, denn sie waren schon immer gläubige Calvinisten gewesen. Jene Ereignisse, die uns letztendlich in die Wildnis geführt hatten, ließen Mom und Dad in ihrem Glauben fanatisch werden. Daher vertrauten sie auf den Herrn, der ihnen in der schweren Zeit beistünde und helfe, sie bald dauerhaft zu lösen.

Die gesuchte Lösung fand sich bald in ein paar hilfsbereiten Waldläufern, die zufällig hier vorbeikamen und zu Besuch blieben. Über unser Haus schüttelten sie anfangs nur ihre Köpfe. Aber selbst an solch einen Anblick gewöhnt man sich ja mit der Zeit. Von ihnen lernte Vater sehr viel. Mit ihnen ging er zur Jagd, wo sie ihm zeigten, wie Fallen gestellt werden, Spuren zu lesen sind, wie man schießt, und er erlernte das große Einmaleins des Survivals. Sie ermahnten uns auch, niemals ohne Gewehr das Haus zu verlassen, denn die Begegnung mit einem Bären wäre immer eine heikle Angelegenheit. Also bekam ich ein eigenes Gewehr und eine entsprechende Einweisung. Obwohl ich den Fremden gegenüber sehr misstrauisch war und keinen von ihnen in meine unmittelbare Nähe ließ, begleitete ich sie mit etwas Abstand auf vielen ihrer Streifzüge, denn ich hatte mir in den Kopf gesetzt, zusammen mit meinem Vater das Handwerk des Trappers zu erlernen. Ehrgeizig eignete ich mir das handwerkliche Können und das notwendige Wissen an. Ich lernte sehr viel und schnell – so zum Beispiel welche Beeren und Pilze essbar sind und welche nicht. Gegen jedes Wehwehchen gab es Kräuter, die ich ebenfalls kennenlernte. Als mein Vater dann eines Tages ein ‚selbstverdientes‘





Essen präsentieren konnte, war er so stolz, dass er mehrmals jede Phase der Jagd genauestens erzählte und kommentierte.

Nach einigen Monaten verließen uns unsere Gäste wieder, die so bereitwillig ihr Wissen mit uns geteilt hatten. Wir verabschiedeten sie zwar höflich, aber Dank brachten meine Eltern ihnen nicht entgegen. Den erhielt ihr Gott in zahllosen Gebeten, weil er uns in seiner Barmherzigkeit die Trapper geschickt hatte. Jene hilfsbereiten Menschen wurden so zu einem reinen Werkzeug degradiert, das man verwendet und anschließend wieder weglagt, wenn man es nicht mehr braucht. Da schämte ich mich ein wenig für meine Eltern.

Alle zwei Monate landete ein Postflugzeug auf einen etwa eineinhalb Meilen entfernten See, der nördlich von uns in einem Tal lag. Für uns Waldläufer war es eine mobile Poststation. Und wenn wir Bestellungen hatten, konnten wir sie bei dem Piloten auch aufgeben. Natürlich hatten wir so gut wie keine Korrespondenz, denn die Wilsons waren ja fortan tot. Dafür hatten meine Eltern gesorgt. Sie ließen all ihre Beziehungen spielen, um eine wasserdichte Ersatzidentität zu bekommen und mir gleichzeitig meine schulischen Qualifikationen zu erhalten. Natürlich stellte sich auch die Frage, wie meine schulische Ausbildung fortzuführen wäre. Ich persönlich hätte gänzlich darauf verzichten können, denn für den Beruf des Waldläufers wird keinerlei schulische Ausbildung benötigt. Doch meine Eltern ließen nicht locker, genauso wenig wie ich, denn auf keinen Fall wollte ich diese Gegend verlassen, um irgendwo zur Schule zu gehen.

„Niemals werde ich von hier fortgehen!“, sagte ich.

„Eine schulische Ausbildung benötigst du, mein Junge. Viel-





leicht willst du doch einmal in die Zivilisation zurückkehren und dort bist du ohne Abschluss gar nichts. Jetzt bist du noch zu jung, um endgültige Weichen für dein zukünftiges Leben stellen zu können. Das schaffen ja selbst Erwachsene nur selten.“, entgegnete mein Dad.

Ich hingegen gab meine Gegenargumente kund, die jedoch nicht so überzeugend waren wie die meiner Eltern. Schließlich einigten wir uns darauf, dass ich keine Schule besuchen musste, jedoch hier auf meinen Abschluss hinarbeitete. Das schmeckte mir zwar überhaupt nicht, ich musste jedoch in den sauren Apfel beißen. Mit diesem Kompromiss konnte ich letztlich aber doch leben, schließlich brauchte ich nicht zur Schule gehen und konnte somit auch weiterhin hier bleiben. Mom half mir bei den Aufgaben, die ich zu lösen hatte. Die benötigten Bücher und Hefte besorgte Dad in Kodiak, wo er mich als Fernschüler in der Kodiak High School einschrieb, der einzigen Stadt auf der gleichnamigen Insel; sie war knapp siebzig Kilometer entfernt. Doch viel lieber als zu lernen tobte ich mit unseren Hunden herum, die meine besten Freunde waren. Mit ihnen lief kreuz und quer durch die Wildnis. Ich war wie mein Vater ein Hundenarr geworden. Für sie war ich ein Welp, der beschützt werden musste, und hatte deshalb bei ihnen Narrenfreiheit. So konnte ich mit ihnen fast alles machen, was ich wollte, bevor sie erzieherische Maßnahmen ergriffen und mich entweder anknurrten oder zwickten. Zum Winter hin legten wir uns Vorräte an, da diese Jahreszeit sehr hart war. Selbst die Hunde kamen zu dieser Jahreszeit zu uns ins Haus, da die Wölfe von Hunger getrieben bis hin zu unserem Domizil vordrangen. Mit Schneeschuhen, die Mom uns angefertigt hatte, machten Dad und ich unsere Runden, um die Fallen zu kontrollieren, die jedoch meistens leer waren. Und einige Tiere, die in unsere Fallen ge-





gangen waren, klaute uns der Wolf, der oft schneller war als wir. Er wurde zu einem echten Konkurrenten. Manchmal hatten wir das Glück, dass uns ein Reh oder ein Hirsch vor die Flinte lief. Das reichte dann wieder für ein paar Wochen. Trotz allen Strapazen waren wir glücklich. Wir lebten ohne Geld und waren zu einhundert Prozent Selbstversorger. Die Waldläufer hatten es uns gelehrt und erst ermöglicht. Obwohl jeder Trapper ein Konkurrent des anderen war, herrschte hier in der Wildnis eine gegenseitige Hilfsbereitschaft, wie wir sie im städtischen Umfeld nie kennengelernt hatten. Das mochte wohl daran liegen, dass hier die Lebensbedingungen sehr hart waren und man schnell in eine lebensbedrohliche Situation kommen konnte, denn hier oben im äußersten, nordwestlichen Staate der USA wurde es im Winter bitterkalt. Nie zuvor hatte ich einen Blizzard gesehen, ein schwerer Schneesturm, der im Winter manchmal über uns hinwegfegte und schon vielen Menschen den Erfrierungstod gebracht hatte.

Die Buchbestellungen, die wir wegen meiner Schulausbildung abschicken mussten, zahlten wir in Naturalien wie Fellen. Jeden Sommer musste ich für ein paar Tage nach Kodiak, wo ich vor den Lehrern der High School geprüft wurde, damit sie auch sehen konnten, ob ich das jeweilige Klassenziel erreicht hatte. Zu Fuß legten wir die weite Strecke zurück, für die wir drei Tage benötigten. Dort wohnten wir bei einer netten alten Dame, die sich aufgrund ihrer Einsamkeit über jeden Besuch freute. Trotz der uns gebotenen, überschwänglichen Gastfreundschaft und ihren Beuerungen, wir sollten doch ruhig noch etwas bleiben, beanspruchten wir sie nie mehr als drei Tage, denn länger dauerten meine Prüfungen nicht. Während dieser Zeit war Mom alleine, was ihr aber nicht allzu viel ausmachte. Schließlich hatte sie zu





ihrem Schutz zwölf große und starke Schäferhunde. Zum Bedauern meiner Eltern waren meine schulischen Leistungen allerdings nicht gerade die besten, denn im Grunde scherte ich mich einen Dreck um alles, was die Schule betraf.

Mit den Stadtkindern verstand ich mich nie, denn ich war still, abweisend und zog es vor den Kontakt zu ihnen auf ein unvermeidbares Minimum zu beschränken. Konflikte blieben da natürlich nicht aus. Mich bezeichneten sie aufgrund meines indianischen Aussehens als ‚Dreckige Rothaut‘ und verlachten uns als Hinterwäldler. Und wenn ich ihnen dann sagte, dass wir einmal reich und einflussreich gewesen waren, bezeichneten sie mich als Lügner und machten sich über meinen Vornamen lustig. Ich ärgerte mich darüber immer maßlos und ging mit Fäusten auf sie los. Später erzählte ich dann alles Dad, der mich nur ermahnte, keine Hinweise auf unser früheres Leben zu verbreiten, und mit den Worten, „denk Dir nichts dabei. Mit denen musst Du Dich eh nicht abgeben. In drei Tagen reiten wir wieder nach Hause zurück“, über meine Misere hinwegtröstete.

Die Jahre vergingen ohne weitere Zwischenfälle. Die Abschlussprüfungen hatte ich nicht bestanden. Ärger gab es deswegen nicht, doch musste ich meinen Eltern versprechen weniger mit den Hunden herumzutollen und herumzustreunen. Stattdessen sollte ich mehr büffeln, was mir überhaupt nicht passte, denn viel lieber vertrieb ich mir neben meinen täglichen Pflichten – Pauken sah ich eher als Last, nicht als Pflicht – die Zeit mit meinen Freunden. Das raue Leben in der Wildnis hatte mein gesamtes Wesen geprägt. Sie verzieh keine groben Fehler, keine Schwächen und verlangte von allen Kampfbereitschaft und ein großes Maß





an Überlebenswillen. Das Leben in der Wildnis härtete ab. Über die Jahre wurde ich kräftig und ausdauernd, viel widerstandsfähiger und auch kompromissloser als die Gleichaltrigen in Brownhill. Niemand wagte es sich mir alleine in einem Kampf entgegenzustellen. Niemand war in der Lage, meinen eisigen Blicken standzuhalten, wenn sie mich mal wieder verlachten. Bereits im Alter von vierzehn Jahren, als ich das erste mal durch die Abschlussprüfung fiel, war ich ähnlich wie der Wolf, der rau und ruhelos durch unser Revier streifte.

Gut drei Jahre später sollte sich unser Leben jedoch sehr wandeln...

